

und Aporien der Medienrezeptionsforschung bei und mit Kindern“ befasst, besondere Bedeutung. Er weist nicht nur hin auf Instrumentalisierung der erhobenen Daten im Sinne der Auftraggeber, seien es nun öffentlich-rechtliche oder private Fernsehanbieter, Landesmedienanstalten, Werbezeiten-Vermarkter, sondern er setzt sich dezidiert mit der sozialen Dominanz der Erwachsenen in der Forschung auseinander. So stellt er beispielsweise das „Konstrukt Alter“ (S. 69) in Frage, das ja gerade auch im Jugendschutz von Bedeutung ist. Kübler hebt hervor, dass sich Entwicklungsstufen nicht allein anhand von Altersgruppen einordnen lassen, sondern dass „Entwicklung, Sozialisation und Lernen sich gegenseitig bedingen, die einen ohne die anderen Prozesse nicht gelingen“ (ebd.). Das trifft nicht nur im allgemeinen Lebenskontext auf die Kinder zu, sondern auch auf den Medienumgang. „Kinder lernen täglich durch und mit den Medien – unabhängig von der jeweiligen Bewertung dieser Prozesse –, sie machen täglich selbst Erfahrungen und Empfindungen mit Medien, entwickeln sich dadurch, und entsprechend lassen sich Medieninflüsse nicht mehr ausschließlich nach abstrakten Alterskategorien konstruieren, vielmehr müssen diese Erfahrungen und Lernprozesse analytisch berücksichtigt werden“ (S. 70). Denn das Alter sagt bei Kindern über die Entwicklung immer weniger aus. Die Dominanz der Erwachsenen zeigt sich auch in den theoretischen Kategorien, mit denen die kindliche Medienaneignung erforscht wird. So hinterfragt Kübler auch das Schlagwort von der Medienkindheit und bemängelt, dass es dafür keinerlei empirische Belege gibt.

Eigentlich sollten die geeigneten (erwachsenen) Leser zunächst den Beitrag von Kübler lesen, weil sie dann alle anderen Aufsätze in diesem Buch durch dessen reflektierte Brille sehen und überdenken können. Dann wird u. a. deutlich, wie sehr der Ansatz des kontextuellen Verstehens der Medienaneignung von Kindern, wie Schorb und Theunert ihn darstellen, von der Definitionsmacht Erwachsener geleitet wird – trotz aller gut gemeinten Intention, auf die Subjektivität der Kinder eingehen zu wollen. In vielen Beiträgen fällt auf, dass die Autorinnen und Autoren von einer subjektiven, inneren Welt der Kinder ausgehen, die sie als authentisch ansehen. Der Forschungsprozess zielt dann nur noch darauf ab, dies vermeintlich authentische Selbst der Kinder offen zu legen. Ist aber damit nicht eine romantische Vorstellung von Kindheit verbunden, weil die Vorstellung des authentischen Selbst, das die Erwachsenen in Post- oder Spätmoderne schon selbst nicht mehr haben, auf die Kinder projiziert wird? Insgesamt bietet der Band eine anregende Lektüre, weil er zum Nachdenken über die teilweise nicht hinterfragten (Vor-)Urteile über kindliche Medienwelten und Lebensumstände einlädt. Zugleich bietet er einen guten Blick auf die Methoden der qualitativen Kinder- und Jugend-Medienforschung und zeigt im besten Sinn, wie komplex tatsächlich die Zusammenhänge zwischen Medien- und Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen sind.

*Lothar Mikos*

### **Prognosemodelle zur Vorhersage der Fernsehnutzung**

Wer hätte schon mit hoher mathematischer Sicherheit vorhersagen können, dass eine Verlegung der Sat.1-Sportsendung *ran* von samstags 18.30 Uhr auf 20.15 Uhr die Zuschauerzahlen nicht nur reduzieren, sondern nach drei Ausstrahlungen praktisch halbieren würde? Dieser drastische Verlust an Publikum ist sicher ein spektakuläres Beispiel für Zuschauerverhalten. Es illustriert jedoch deutlich die Unwägbarkeiten in der Vorhersage des Zuschauerhaltens. Wie nun lassen sich Zuschauerentscheidungen unabhängig von den Erfahrungswerten und Bauchgefühlen der Programmplaner in den TV-Sendern vorhersagen? Der Sozialwissenschaftler René Weber nähert sich dem Problem der Zuschauerprognosen in seiner Untersuchung mit mathematischen bzw. statistischen Modellen. Dazu zieht er Verfahren heran, die in den Wirtschaftswissenschaften beispielsweise für die Vorhersage der Aktienkurse schon seit längerer Zeit im Einsatz sind. Weber untersucht drei bzw. vier Verfahren in Bezug auf ihre Verlässlichkeit, Reichweiten im Fernsehen zu prognostizieren. In seinem ambitionierten Unterfangen arbeitet er Variablen heraus, die zu einer Vorhersage von Zuschauerverhalten im Fernsehen sinnvoll sein können, und testet diese dann mit den Verfahren neuronale Netze, Tree-Modelle, Klassische Statistik bzw. Hybrid-Modelle. Ganz explizit richtet Weber sich in der Einleitung an einen Leserkreis, „der an Fragestellungen der Kommunikations- bzw. Fernsehforschung interessiert ist“ (S. 5). Um einen größeren Leserkreis erreichen zu können, ste-

hen rein mathematische Beschreibungen für Weber laut eigener Aussage eher im Hintergrund. Dieser Vorsatz spiegelt sich jedoch in der Arbeit nicht wider. Ohne fundierte mathematische bzw. statistische Kenntnisse ist ein Großteil der Arbeit nicht rezipierbar. Auch in der Darstellung der Ergebnisse, vor allem in den Tabellen, überwiegt deutlich das Statistikerherz des Autors. So kann beispielsweise die Fernsehgenre-Tabelle auf S. 193 nur mit mehrmaligem Nachschlagen im Anhang nachvollzogen werden. Erst nach mühevoller Hin- und Herbüttern zeigt sich, dass es sich bei der Zahl „20230020“ um eine „fiktionale Serien-Komödie“ bei Sat.1 handelt, deren positives ‚Beta-Gewicht‘ tendenziell eher zu einer Verringerung der logarithmierten Reichweite führt (S. 193). Wie lässt sich nun das Vorgehen Webers aus einer fernsehwissenschaftlichen Perspektive beschreiben? Datengrundlage sind 2 1/2 Jahre Reichweitendaten der GfK. Daraus zieht Weber als Input für seine Prognoseverfahren verschiedene Stichproben. Zwei Monate der Daten bleiben dabei unberücksichtigt, um diese als ‚Zukunft‘ vorhersagen und mit realen Daten auf Treffsicherheit abgleichen zu können. Als Vorhersageziel gilt zum einen die Reichweite im Minutenintervall, zum anderen „Steigt/Fällt“-Voraussagen. Das bedeutet, Weber möchte voraussagen, ob sich die Reichweite zu einem vorher gesendeten Programm verändert – ob es mehr oder weniger Zuschauer gibt. Er nennt dies auch „Reichweitenveränderungen“ (S. 143). Darüber hinaus prognostiziert er die durchschnittlichen Reichweiten bestimmter Fernsehgenres. Als Input-Variablen nimmt

Weber die verfügbaren GfK-Daten – wie Datum, Sendezeit, Anfang, Ende, Dauer der Sendung, Programmgenre (nach AGF-Kriterien), Fernsehsender, Zielgruppen – mit den jeweiligen Minutenreichweiten auf. Zusätzlich werden auch Variablen zu Feiertagen, Ferienzeiten usw. aufgenommen. Die Darstellung der prognoserelevanten und nicht prognoserelevanten Daten ist sehr anschaulich und nachvollziehbar. Auch die Problematik der Verfügbarkeit bzw. Nichtverfügbarkeit bestimmter Variablen ist gut beschrieben. Der Ergebnisteil (S. 245ff.) beschreibt die Güte der Prognose für die verschiedenen Verfahren. Es zeigt sich, dass bei kurzfristigen Prognosen, die sich auf zwei Wochen im Voraus beschränken, Hybrid-Modelle und neuronale Netze bei der Vorhersage von Minutenreichweiten für eine bestimmte Tageszeit beim Sender Sat.1 am treffsichersten sind. Bei längerfristigen Prognosen erweisen sich die neuronalen Netze sogar als ein wenig treffsicherer. Interessant wird es, wenn die Reichweiten für einzelne Programmgenres prognostiziert werden sollen. Auf der Grundlage der vorangegangenen zwei Jahre werden für einzelne Genres (jedoch unabhängig von Sendezeit und Sendungstag) die Reichweiten vorhergesagt. Hier erweisen sich neuronale Netze wieder als am prognosesichersten, jedoch bleibt das Verfahren wahrscheinlich erfahrenen Programmplanern unterlegen. Durch neuronale Netze können für Informationsangebot, Sport (ohne Fußball), Unterhaltungsshow, internationale Spielfilme, Arzt-Serien, Science-Fiction-Serien und Werbeinseln treffsichere Voraussa-

gen für die nächsten zwei Monate getroffen werden (S. 273). Fehlprognosen gab es vor allem bei den TV-Movies. Interessant ist dies (vor allem), da in der Realität besonders die TV-Movies in ihrer Qualität sehr stark schwanken (z. B. Eigenproduktion oder USA-Produktion). Bei Weber wird ein Zeitraum von zwei Monaten als langfristige Prognose verstanden. Es sei an dieser Stelle jedoch anzumerken, dass innerhalb von zwei Monaten in der Regel kaum Veränderungen im Programm-schemata einzelner Sender stattfinden – vor allem nicht zwischen April und Juni, da diese Monate zur gleichen Programmsaison zählen. So prognostiziert Weber mit seinem Verfahren eigentlich nur das vorhandene Programmschema bzw. schreibt es voran. Dies könnte auch durch simple Mittelwert-Schätzung erreicht werden. An mehreren Punkten weist der Autor darauf hin, dass Defizite in der Prognose zum größten Teil an dem Input der Analyse liegen. So kann eine Prognose nur so gut sein wie die Daten, die ihr zugrunde liegen. Am schwierigsten ist für den Autor die Frage nach der Programmattraktivität: Wie kann die Qualität bzw. Attraktivität einer Sendung mit in die Prognose eingehen? In einem Exkurs versucht der Autor dieses Problem in den Griff zu bekommen. Er lässt einzelne Genres von drei Experten (Programmplanern) auf ihre Attraktivität hin beurteilen, daraus berechnet er einen Index (je nachdem, ob die Urteile übereinstimmen oder nicht). Interessant ist nun, dass sich die Verlässlichkeit der Prognose deutlich erhöht, wenn diese Variablen in die Analyse mit eingebracht werden (S. 197).



**René Weber:**  
*Prognosemodelle zur Vorhersage der Fernsehnutzung: neuronale Netze, Tree-Modelle und klassische Statistik im Vergleich.* München 2000: Verlag Reinhard Fischer. 25,00 Euro (49,00 DM), 330 Seiten.

Hätte der Autor nun mit Hilfe eines neuronalen Netzes die Minutenreichweiten von *ran* nach der Sendungsverlegung prognostizieren können? Wahrscheinlich schon! Da sein Verfahren eher auf einer Fortschreibung von mittleren Reichweiten zu bestimmten Uhrzeiten und bestimmten Tagen beruht, hätte unabhängig vom eigentlichen Programminhalt die Reichweite für Sat.1 am Samstagabend um 20.15 Uhr geschätzt werden können. Ohne sich von anderen Fakten (wie z. B. dem Genre Sport und Fußball) irritieren zu lassen, hätte das Modell wahrscheinlich gut eine durchschnittliche „Sommerferien-Reichweite“ geschätzt und wäre dem realen Ergebnis nahe gekommen. Umgekehrt könnte das Modell jedoch wahrscheinlich keine Voraussage für den alten Sendeplatz von *ran* treffen. Interessant wäre für Fernsehforscher und Programmplaner ein Prognose-Tool, das solche sich verändernden Bedingungen aufnehmen könnte. So zeigt der Vergleich der verschiedenen Verfahren durch Weber deutlich, dass sich Statistiker und Informatiker bei der Entwicklung und Programmierung von Prognose-Tools verstärkt auf neuronale Netze und die Problematik der Input-Variablen konzentrieren sollten. Empfehlenswert ist das Buch von Weber für statistikbegeisterte und statistikkompetente Fernsehwissenschaftler, die sich in die Detailfragen der einzelnen Verfahren einlassen möchten. Für die Medienwissenschaftler und Praktiker aus den TV-Sendern wie der Programmplanung stehen eindeutig zu sehr die mathematischen Verfahren und weniger die inhaltlichen Ergebnisse im Vordergrund.

Elizabeth Prommer



**Jessica Eisermann:**  
*Mediengewalt. Die gesellschaftliche Kontrolle von Gewaltdarstellungen im Fernsehen.* Wiesbaden 2001: Westdeutscher Verlag. 49,00 DM (keine Euro-Angabe), 263 Seiten m. Tab.

## Rundfunkregulation und Kontrolle der Mediengewalt

Die vorliegende Studie untersucht einerseits, wie das Problem der Mediengewalt in der Öffentlichkeit, größtenteils in ‚unterhaltenden‘ Nachrichten behandelt wird, wie es sich aus der Sicht der Medienwissenschaft darstellt und wie sich das Rechtssystem damit beschäftigt. Davon ausgehend untersucht die Autorin die Regulation des Problems der Mediengewalt und stellt dabei drei Institutionalisierungsformen in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen: die FSK, die Landesmedienanstalten und die FSF. Diese Institutionen werden hinsichtlich ihrer Effektivität auf das angestrebte Ziel – die Kontrolle der Mediengewalt – sowie hinsichtlich ihrer legitimatorischen Bemühungen betrachtet. Die Autorin geht grundsätzlich davon aus, „dass insbesondere in der Problematisierung von Gewalt- und Sexdarstellungen die mit dem kommunikationstechnischen Wandel einhergehenden Ängste ihren symbolischen Ausdruck finden“ (S. 16). Ihrer Untersuchung legt die Autorin fünf Annahmen zugrunde:

- 1) Der Diskurs der Mediengewalt übernimmt gesamtgesellschaftlich eine norm- und ordnungsgenerierende Funktion, indem über moralische Standards öffentlich verhandelt wird.
- 2) Die Aufgabe, Gewalt in den Medien zu reduzieren, steht in der Tradition von Zensurinstanzen, und der Jugendmedienschutz ist die legitimierte Form der Zensur.
- 3) Bestimmte gesellschaftliche Akteure greifen das Thema Mediengewalt vor dem Hintergrund ideologischer und ökonomischer Eigeninteressen auf.